

ein riesiges Arsenal, und ich durfte zugucken, wie die Waffen gemacht werden. Der Waffenmeister hat mir sogar eine neue Methode zur Herstellung von Seraphklingen gezeigt, damit sie noch länger halten, und ich werde versuchen, Hodge zu überreden, mir ...«

Jace konnte nicht anders: Sein Blick wanderte unwillkürlich zu Maryse, und er starrte sie ungläubig an. Dann wusste Max also noch nicht, was mit Hodge passiert war? Hatte sie es ihm denn nicht erzählt?

Maryse fing seinen Blick auf und presste die Lippen zu einer bleistiftdünnen Linie zusammen. »Das reicht jetzt, Max.« Sie packte ihren jüngsten Sohn am Arm.

Max legte den Kopf in den Nacken und schaute sie erstaunt an. »Aber ich rede doch gerade mit Jace ...«

»Das sehe ich.« Sanft schob sie ihn zu Isabelle. »Isabelle, Alec, bringt euren Bruder auf sein Zimmer. Jace ...« Als sie seinen Namen aussprach, klang ihre Stimme furchtbar angespannt, so, als würde eine unsichtbare Säure die Silben in ihrem Mund austrocknen. »Zieh dir frische Sachen an und komm dann umgehend in die Bibliothek. Ich habe mit dir zu reden.«

»Das versteh ich nicht«, sagte Alec und schaute von seiner Mutter zu Jace und wieder zurück. »Was ist los?«

Jace spürte, wie ihm kalter Schweiß den Rücken hinunterlief. »Geht es um meinen Vater?«

Maryse zuckte zusammen, als hätten die Worte »mein Vater« sie wie Schläge getroffen. »Ich erwarte dich in der Bibliothek«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Dort werden wir über diese Angelegenheit reden.«

»Was während deiner Abwesenheit passiert ist, war nicht Jace' Fehler«, warf Alec ein. »Daran sind wir alle beteiligt. Und Hodge meinte ...«

»Über Hodge reden wir ebenfalls später.« Maryse warf einen warnenden Blick in Max' Richtung.

»Aber Mom«, protestierte Isabelle. »Wenn du Jace bestrafen willst, solltest du uns alle bestrafen. Das wäre nur fair. Wir haben schließlich alle das Gleiche getan.«

»Nein«, erwiderte Maryse nach einer derart langen Pause, dass Jace schon dachte, sie würde überhaupt nicht reagieren. »Nein, das habt ihr nicht.«

»Anime-Regel Nummer eins«, sagte Simon. Er lehnte gegen einen Stapel Kissen am Fußende seines Bettes, eine Tüte Chips in der einen Hand und die Fernbedienung in der anderen. Sein schwarzes T-Shirt trug den Aufdruck »I BLOGGED YOUR MOM«, und ein breiter Riss zog sich quer über das Knie seiner Jeans. »Leg dich nie mit einem blinden Mönch an.«

»Ich weiß«, sagte Clary, nahm einen Kartoffelchip und tunkte ihn in den Dip, der

auf einem Tablett zwischen ihnen stand. »Aus irgendeinem Grund sind sie immer wesentlich bessere Kämpfer als Mönche, die sehen können.« Sie warf einen Blick auf den Fernseher. »Tanzen die da etwa miteinander?«

»Das ist kein Tanz. Die versuchen, sich gegenseitig umzubringen. Der da ist der Erzfeind von dem anderen Typen. Schon vergessen? Derjenige, der seinen Dad getötet hat. Warum sollten die zwei tanzen?«

Clary kaute geräuschvoll auf ihrem Kartoffelchip herum und starrte nachdenklich auf den Bildschirm, auf dem zwei geflügelte Männer umeinander herumschwebten, jeder einen glühenden Speer in der Hand, und gezeichnete rosa und gelbe Wolken zwischen den beiden Gestalten hin und her wirbelten. Ab und zu sagte einer der Männer etwas, aber da der Zeichentrickfilm auf Japanisch lief, mit chinesischen Untertiteln, trugen die Worte kaum zur Klärung der Handlung bei. »Der Typ mit dem Hut«, sagte Clary. »War das der Böse?«

»Nein, der Hut-Typ war der Vater. Er war der Kaiser mit den magischen Kräften, und das da war sein mächtiger Zauberhut. Der Böse war der Kerl mit der künstlichen Hand, die reden kann.«

In dem Moment klingelte das Telefon. Simon legte die Chipstüte beiseite und machte Anstalten aufzustehen. Doch Clary hielt ihn am Arm fest. »Nicht. Lass es einfach klingeln.«

»Aber das könnte Luke sein. Er könnte aus dem Krankenhaus anrufen.«

»Das ist nicht Luke«, erwiderte Clary, wobei sie sicherer klang, als sie sich tatsächlich fühlte. »Er würde mich auf meinem Handy anrufen und nicht hier bei dir.«

Simon warf ihr einen langen Blick zu und ließ sich dann wieder in die Kissen sinken. »Wenn du meinst.« Sie konnte die Skepsis in seiner Stimme hören, aber auch die unausgesprochene Versicherung: *Ich will nur, dass du glücklich bist*. Aber Clary war sich nicht sicher, ob »glücklich« das richtige Wort für ihren Gefühlszustand war – jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt, wo ihre Mutter im Krankenhaus lag, an Schläuche und piepsende Maschinen angeschlossen, und wo Luke tagein, tagaus wie ein Zombie auf dem harten Plastiksessel neben ihrem Krankenbett hockte. Ganz zu schweigen von den Sorgen, die Clary sich um Jace machte. Etwa ein Dutzend Mal hatte sie den Telefonhörer in die Hand genommen, um im Institut anzurufen, dann aber wieder aufgelegt, bevor sie die Nummer gewählt hatte. Wenn Jace mit ihr reden wollte, konnte er sie schließlich auch anrufen.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, ihn zu Jocelyn mit ins Krankenhaus zu nehmen. Clary war sich so sicher gewesen, dass ihre Mutter sofort aufwachen würde, wenn sie nur die Stimme ihres Sohnes, ihres Erstgeborenen, hörte. Aber sie war nicht aus dem Koma erwacht. Jace hatte steif und unbehaglich an ihrem Bett

gestanden; sein Gesicht hatte wie das eines gemalten Engels ausgesehen, mit leeren, teilnahmslosen Augen. Nach einer Weile hatte Clary die Geduld verloren und ihn angeschrien, und er hatte zurückgebrüllt und war dann hinausgestürmt. Mit einer Art kühl analysierendem Interesse in den erschöpften Augen hatte Luke ihm nachgeschaut. »Das ist das erste Mal, dass ich euch beide wie Geschwister streiten sehe«, hatte er festgestellt.

Clary hatte nichts darauf erwidert. Es hatte keinen Zweck, ihm zu erzählen, wie sehr sie sich wünschte, dass Jace nicht ihr Bruder wäre. Schließlich konnte sie sich nicht die eigene DNA herausreißen – ganz gleich, wie sehr sie sich danach sehnte, und ganz gleich, wie *glücklich* sie dann wäre.

Doch obwohl es ihr nicht gelang, glücklich zu sein, fühlte sie sich hier bei Simon, in seinem Zimmer, wenigstens gut aufgehoben und zu Hause, dachte Clary. Sie kannte ihn schon so lange, dass sie sich sogar noch daran erinnern konnte, wie er als kleiner Junge ein Bett in Form eines Feuerwehrautos gehabt hatte und in welcher Zimmerecke die Legosteine immer gelegen hatten. Inzwischen besaß Simon einen Futon mit einem leuchtend bunt gestreiften Quilt – ein Geschenk seiner Schwester –, und die Wände waren mit Postern von Bands wie *Rock Solid Panda* und *Stepping Razor* übersät. In der Ecke, in der sich früher die Legos gestapelt hatten, befand sich jetzt ein Schlagzeug, und an der gegenüberliegenden Wand stand ein Computer, auf dessen Monitor ein World-of-Warcraft-Bildschirmschoner flackerte. Simons Reich war ihr fast so vertraut wie ihre eigene Wohnung – die aber nicht mehr existierte. Und deshalb kam sein Zimmer für sie einem Zuhause am nächsten.

»Noch mehr Chibis«, sagte Simon düster. Sämtliche Figuren auf dem Fernschirmschirm hatten sich in zentimetergroße Kleinkindversionen ihrer selbst verwandelt und jagten sich gegenseitig mit Töpfen und Pfannen. »Ich zapp mal weiter«, verkündete er und griff nach der Fernbedienung. »Diesen Anime hab ich langsam satt. Ich versteh die Handlung nicht, und außerdem hat keiner der Typen je Sex.«

»Natürlich nicht«, sagte Clary und nahm sich noch einen Kartoffelchip. »Diese Zeichentrickfilme sind schließlich gute, saubere Unterhaltung für die ganze Familie.«

»Falls du Lust auf etwas weniger gute, saubere Unterhaltung hast, könnten wir ja mal den Pornokanal einschalten«, schlug Simon vor. »Möchtest du lieber ›Die Hexen von Eastfick‹ sehen oder ›Schneeflittchen und die sieben Zwerge‹?«

»Gib mal her!« Clary versuchte, die Fernbedienung an sich zu reißen, aber Simon kicherte nur hämisch und schaltete weiter.

Doch sein Gelächter brach abrupt ab. Überrascht schaute Clary auf und sah, wie Simon mit ausdruckslosem Gesicht auf den Bildschirm starrte. Auf diesem Sender

lief ein alter Schwarz-Weiß-Film – »Dracula«. Clary hatte den Filmklassiker schon zusammen mit ihrer Mutter gesehen. Bela Lugosi stand hager und mit bleichem Gesicht da, in seinen bekannten Umhang mit dem hohen Kragen gehüllt, die Lippen leicht geschürzt, sodass seine spitzen Eckzähne zum Vorschein kamen. »*Ich trinke niemals ... Wein!*«, intonierte er mit starkem ungarischem Akzent.

»Ich liebe diese Spinnweben aus Gummi«, sagte Clary und versuchte, einen leichten Tonfall anzuschlagen. »Die sind meilenweit zu erkennen.«

Aber Simon war bereits aufgesprungen und warf die Fernbedienung aufs Bett. »Bin gleich wieder da«, murmelte er. Sein Gesicht hatte die Farbe eines Winterhimmels kurz vor einem Regenguss. Clary sah ihm nach, als er aus dem Zimmer ging, und biss sich auf die Lippe. Es war das erste Mal seit der Krankenseinweisung ihrer Mutter, dass ihr bewusst wurde, dass Simon vielleicht auch nicht besonders *glücklich* war.

Jace fuhr sich mit dem Handtuch durch die Haare und betrachtete sein Spiegelbild mit zweifelnder, finsterner Miene. Eine Heilrune hatte seine schlimmsten Verletzungen beseitigt, aber die dunklen Schatten unter seinen Augen und die harten Linien rund um seine Lippen waren geblieben. Sein Kopf pochte schmerzhaft, und er fühlte sich leicht schwindlig. Er wusste, er hätte an diesem Morgen etwas essen sollen. Aber er war keuchend und mit einem Übelkeitsgefühl aus einem Albtraum hochgeschreckt und hatte keine Zeit mit Frühstück verschwenden, sondern sofort die beruhigende Wirkung körperlicher Aktivität spüren wollen – um seine Träume durch Schweiß und blaue Flecken auszutreiben.

Er warf das Handtuch beiseite und dachte sehnsüchtig an den süßen schwarzen Tee, den Hodge früher aus den Blüten einiger nachtblühender Pflanzen seines Gewächshauses aufgebrüht hatte. Der Aufguss hatte das Hungergefühl betäubt und ihn immer mit neuer Energie erfüllt. Seit Hodges Tod hatte Jace schon mehrfach versucht, die Blätter der Pflanzen in heißem Wasser aufzukochen, um einen ähnlichen Effekt zu erzielen. Aber das Ergebnis war jedes Mal eine bittere, nach Asche schmeckende Brühe, die ihn würgen und spucken ließ.

Barfuß lief er aus dem Bad in sein Zimmer und zog eine saubere Jeans und ein frisches T-Shirt an. Stirnrunzelnd schob er die feuchten blonden Haare nach hinten. Sie waren im Moment viel zu lang und fielen ihm in die Augen – ein Umstand, den Maryse garantiert bemäkeln würde. Das hatte sie schon immer so gemacht. Er mochte zwar nicht der leibliche Sohn der Lightwoods sein, aber sie hatten ihn stets als solchen behandelt, seit seiner Adoption im Alter von zehn Jahren, nach dem Tod seines Vaters. Dem *angeblichen* Tod, dachte Jace bitter, und das dumpfe Gefühl in der Magengegend kehrte zurück. Die vergangenen Tage hatte er sich wie eine Kürbislaterne gefühlt – als hätte man ihm die Eingeweide mit einer Gabel

herausgepult und ihm ein starres Grinsen ins Gesicht geschnitten. Er fragte sich, ob irgendetwas von dem, was er sein Leben lang geglaubt hatte, jemals der Wahrheit entsprochen hatte. Er hatte gedacht, er sei eine Waise – aber das war er nicht. Er hatte gedacht, er wäre ein Einzelkind – aber er hatte eine Schwester.

*Clary.* Der Schmerz wurde nun nagender, und er versuchte, ihn zu unterdrücken. Sein Blick fiel auf die Spiegelscherbe, die auf seiner Kommode lag und noch immer grüne Zweige und ein Stück eines blauen Himmels reflektierte. In Idris hatte bereits die Abenddämmerung eingesetzt: Der Himmel schimmerte so dunkel wie Kobalt. Jace kämpfte gegen das mulmige Gefühl in seiner Magengrube an, stieg in die Stiefel und marschierte nach unten in Richtung der Bibliothek.

Während er die Steinstufen hinunterpolterte, fragte er sich, was Maryse wohl mit ihm allein besprechen wollte. Sie hatte ausgesehen, als würde sie am liebsten weit ausholen und ihm eine knallen. Jace konnte sich nicht erinnern, wann sie ihn das letzte Mal geschlagen hatte. Die Lightwoods waren keine Befürworter der Prügelstrafe – ganz im Gegensatz zu seinem Vater, der sich alle möglichen Formen von körperlicher Züchtigung ausgedacht hatte, um Gehorsam zu erzwingen. Jace' Schattenjägerhaut war glücklicherweise immer wieder verheilt und hatte die äußerlichen Wunden kaschiert. Jace konnte sich erinnern, dass er in den Tagen und Wochen nach dem Tod seines Vaters seinen Körper nach Narben abgesucht hatte, nach irgendeinem Wundmal, das als Zeichen, als Andenken dienen konnte – etwas, das ihn körperlich mit der Erinnerung an seinen Vater verband.

Er erreichte die Bibliothek und klopfte einmal kurz an, ehe er die Tür aufdrückte. Maryse war schon da; sie saß in Hodges altem Sessel am Kamin, ein Glas Rotwein in der Hand. Auf dem Tisch neben ihr stand eine Kristallkaraffe. Durch die hohen Fenster fiel Licht in den Raum, und Jace konnte die grauen Strähnen in ihren Haaren erkennen.

»Maryse«, sagte er.

Sie zuckte leicht zusammen und verschüttete etwas Wein. »Jace. Ich habe dich nicht kommen gehört.«

Jace rührte sich nicht von der Stelle. »Erinnerst du dich noch an das Lied, das du Isabelle und Alec immer vorgesungen hast, damit sie besser einschlafen konnten – als sie noch klein waren und sich vor der Dunkelheit fürchteten?«

Maryse starrte ihn erstaunt an. »Wovon redest du?«

»Ich habe dich durch die Wand gehört«, sagte er. »Alecs Zimmer lag damals direkt neben meinem.«

Maryse schwieg.

»Es war auf Französisch«, fuhr Jace fort. »Das Lied, meine ich.«

»Ich weiß nicht, warum du dich gerade jetzt an so etwas erinnerst.« Sie schaute ihn betroffen an, als hätte er ihr irgendetwas vorgeworfen.